

Le'shana tova tikatevu!

Wieder erreicht die Freundinnen und Freude des Instituts Kirche und Judentum ein Newsletter zu Neujahr mit allen guten Wünschen für gutes und natürlich auch ein süßes Neues Jahr, denn sauer aufstoßen konnte uns allen im letzten Jahr seit dem letzten Neujahrsfestbrief 2018 so manches. Von etwas, was allen, denen das Lernen aus der schrecklichen Geschichte und die Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses besonders sauer aufstößt, ist im Newsletter die Rede. Im Interview mit Aline Seel geht es um die vielen neuen Ausbrüche von Antisemitismus in unserer Gesellschaft, auch mitten in Berlin, die ich persönlich nicht mehr für möglich gehalten hätte und die man wirklich nicht ruhig hinnehmen kann. Neben dem notwendigen Aufschrei, der durch Theologie und Kirche gehen muss, ist natürlich Zivilcourage gefragt – ein Mensch jüdischen Glaubens muss in Berlin eine Kippa tragen können, ohne lange über mögliche Sicherheitsrisiken nachzudenken. Und dazu müssen Passanten den antisemitischen Übeltätern in den Arm fallen und sie der Polizei übergeben, aber wir müssen auch die Menschen innerhalb und außerhalb der christlichen Gemeinden informieren, was hier wieder Schreckliches passiert. Außerdem sollten wir alle wahrnehmen, dass solche Angriffe unseren Schwestern und Brüdern im Glauben gelten und wir insofern zu ihrer Verteidigung so aufzustehen haben, als würden diese Angriffe uns selbst gelten.

Dem Zweck, unsere enge Geschwisterlichkeit wahrzunehmen, dient eine Broschüre über die jüdischen Kernstücke im christlichen Gottesdienst, die Aline Seel in ihrem Beitrag vorstellt und in der auch ich selbst geschrieben habe. Solche Informationen sind deswegen so notwendig, weil immer wieder historischer wie theologischer Unsinn über das Judentum, die jüdische Bibel und jüdisches Leben aufgewärmt wird, der teilweise auf die schrecklichste Epoche von Theologie in Deutschland zurückgeht oder dort gern vertreten wurde. Hört man dann noch als Einleitung, „man wird doch wohl noch sagen dürfen“ (eine gern von Menschen am ganz rechten Rand verwendete Formulierung), dann fällt es schwer, noch an politische Naivität zu glauben. Dann wird der roll back offenbar ganz bewusst vollzogen. Wo ein solcher roll back enden kann, zeigt das Eisenacher „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“. Diese Einrichtung unterstützten allerlei Landeskirchen, an ihr wirkten diversen Professoren der Theologie mit und seine Tagungen besuchten viele Gemeindechristen. Dort wurde aber nicht nur versucht, die angebliche Fremdheit des Alten Testaments, von der heute manche wieder offen reden, wissenschaftlich zu begründen; vielmehr wurde der Beseitigung – also der Auslöschung – des Judentums aus der Mitte des eigenen Landes und der Kirche Vorschub geleistet. Pointiert formuliert machten sich dort Schreibtischtäter der Beihilfe zum Massenmord schuldig und schon diese Erinnerung sollte uns ganz vorsichtig werden lassen gegenüber dem, was voraufgehende Generationen über die Hebräische Bibel, das Alte Testament und das Judentum zu sagen wussten – an die Institutsgründung 1939 erinnert ein weiterer Artikel dieses Newsletters.

Nun gibt es glücklicherweise nicht nur schreckliche Rückfälle, die uns sauer aufstoßen sollten. Es gibt auch Süßes. Dazu gehört, dass die Stiftungsprofessur, die die Evangelische Kirche in Deutschland, ihre Landeskirchen und andere engagierte Stiftungen gemeinsam mit dem Bund, dem Land und der Universität an der Theologischen Fakultät und am Institut Kirche und Judentum eingerichtet haben, nach den Probevorträgen und den notwendigen Gremienentscheidungen kurz vor der Besetzung steht. Wir hoffen, sehr bald damit auch Verstärkung für das Lehrprogramm, die Forschung und die öffentlichen Angebote des Instituts zu haben – mehr Details vielleicht sogar schon im nächsten Newsletter! Und wir freuen uns auch sehr, dass Rabbiner Teichtal uns einen so schönen Text geschenkt hat und manch anderes Spannendes im Newsletter zu lesen ist, auch eine neue Folge unserer Veranstaltungsreihe „besserlesen als besserwissen“, die wir gemeinsam mit der Eberhard Ossig Stiftung veranstalten.

Ich freue mich immer besonders, wenn diejenigen Formeln von den Festtagsgrüßen verwendet werden, in denen vom „Buch des Lebens“ direkt oder indirekt die Rede ist wie eben in: Le’shana tova tikatevu! Möchtet ihr eingeschrieben werden (ins Buch des Lebens) für ein gutes Jahr! Kaum nötig zu erwähnen, dass diese Vorstellung vom Buch des Lebens sich in beiden Teilen der christlichen Bibel findet und auch zu den vielen, vielen Gemeinsamkeiten zwischen den beiden so eng verschwisterten Religionen gehört. Aber vielleicht ist es nötig, die, die es für primitive Mythologie minderbemittelter Menschen aus grauer Vorzeit halten, dass Gott hier mit einem Buch in der Hand vorgestellt wird, daran zu erinnern, dass schon die Autoren in der hebräischen Bibel nicht derartigen Unsinn glaubten. Natürlich wussten die Autoren dieser Bücher, dass Gott kein riesiges Immatrikulationsverzeichnis mit knarzender Feder führt. Aber da seine Form des Gedächtnisses allemal größer ist als unsere Vorstellung davon, bietet sich ein Bild an. In der Bibel gibt es allerdings immer kleine Zeichen, dass hier nur ein Bild vorliegt, hinter dem eine ganz andere, ungleich herrlichere Realität steht. Ein solcher kleiner Distanzmarker findet sich auch im Gruß – eingeschrieben bei Gott. „Ins Buch des Lebens“ fehlt, das muss man dazu denken. Wie genau und wo genau, wer weiß schon. Aber eingeschrieben.


Das Team des Instituts wünscht allen seinen Freundinnen und Freunden, allen, die diese Zeilen lesen, ein süßes Neues Jahr ohne viel Saures, aber vor allem auch, dass wir alle eingeschrieben sind, auch die, die es im Wintersemester nicht oder nicht mehr sind, eingeschrieben in der großen Liste zum Neuen Jahr. Im Namen des Teams:

Christoph Markschies



Aus dem Inhalt



1. Neujahrsgrüße von Rabbiner Yehuda Teichtal
 2. So war der Kirchentag
 3. Interview mit Aline Seel
 4. Was Pfarrer*innen so machen
 5. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst - Lutz Nehk
 6. Ein schreckliches Jubiläum - Christoph Markschies
 7. Neuigkeiten und Termine
- 
-

Gedanken und Grüße zum jüdischen Neujahr von Rabbiner Teichtal



Jede Tora-Rolle enthält 304 805 Buchstaben, geschrieben von einem hoch qualifizierten Schreiber mit der Hand, mit schwarzer Tinte und auf Pergament. Fehlt ein einziger Buchstabe, ist nur ein einziger Buchstabe verunstaltet, macht das die gesamte Rolle unbrauchbar. Ein weiteres wichtiges

Gesetz besagt im Hinblick auf die Tora-Rolle, jeder einzelne Buchstabe muss von einem leeren Pergamentstreifen eingerahmt sein. Würde ein einzelner Buchstabe seinen Nachbarn auch nur mit Haaresbreite berühren, den „weißen Raum“ zwischen beiden verletzen, bedeutet auch das, die ganze Rolle bleibt von der Nutzung solange ausgeschlossen, bis der Fehler korrigiert ist. Jeder Jude ist ein einzelner Buchstabe in der Rolle G-ttes. Unsere Weisen sagen, hätte am Berg Sinai auch nur eine einzige jüdische Seele gefehlt, wäre die Tora nicht an uns übergeben worden. Das Volk Israels stellt eine einmalige Gesamtheit dar. Der Verlust oder die Deformierung auch

nur einer einzigen jüdischen Seele, möge G-tt das verhüten, würde folglich uns für alle eine Lücke oder Schaden zufügen. Gleichmaßen wichtig dabei ist dieser unverletzliche „weiße Raum“, durch den alle und jeder von uns als einzigartiges Individuum unterscheidbar wird. Oft verwischen ein starker Gemeinschaftssinn und die gemeinsame Mission die Unterschiede zwischen den Mitgliedern, die so zu einer gesichtslosen Masse verschwimmen können. Die Tora sagt: Wahrlich, es lesen sich hunderttausende meiner Buchstaben als einzige, integrierende Botschaft. Eine Botschaft, die sich aus hunderttausenden Stimmen zusammensetzt, wobei sich jede einzelne auf ihre eigene, auf besondere Art und Weise artikuliert. Von der Individualität und der Einzigartigkeit auch nur einer einzigen abzusehen würde bedeuten, die Integrität dieses gemeinsamen Ganzen zu mindern.

In diesem Sinne wünschen Ihnen meine Frau Leah und ich ein starkes, süßes, friedvolles Jahr! Shana Tova 5780!

Yehuda Teichtal ist orthodoxer Rabbiner der Chabad Lubawitsch-Bewegung. Er ist Vorsitzender des Jüdischen Bildungszentrums Chabad in Berlin und Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Rückblick - Das IKJ auf dem Kirchentag



So war der Kirchentag

Die Teilnahme des Instituts hat Tradition. Mitten im kunterbunten Markt der Möglichkeiten, mitten in die Vielfalt kirchlichen Lebens und ihrer Angebote, da gehören wir hin -so also auch in Dortmund.

Gut vorbereitet, Bücher, Broschüren, Roll-ups und Bestelllisten im Gepäck trafen wir am 19.6. in den Westfalenhallen ein, um unseren Stand aufzubauen.

Wichtig war uns in diesem Jahr besonders, ein Zeichen gegen den ansteigenden Antisemitismus in unserer Gesellschaft zu setzen. In diesem Jahr präsentierten wir daher, neben einem ausgewählten Teil unserer Publikationen, zwei Besonderheiten. Zum einen unsere Broschüre „Amen? - Impulse aus dem jüdisch -christlichen Gespräch“, die auf großes Interesse beim Publikum stieß. (Bitte lesen Sie dazu das Interview mit Pfarrerin Aline Seel hier im Newsletter). Zum anderen beteiligten wir uns, gemeinsam mit fünf weiteren Ständen auf dem MdM, an der Kampagne „Jedes wir beginnt mit mir- Christ*innen gegen Antisemitismus“ - einer Initiative unseres Institutes, gemeinsam mit der AG Juden und Christen des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

In einer Postkartenaktion standen verschiedene Persönlichkeiten aus Gesellschaft, Wissenschaft, Politik und Kirche mit ihrem Gesicht gegen Antisemitismus ein. Es gab eine interaktive App, mit der Menschen ihr Foto in die Postkarte einfügen konnten, um so gemeinsam neben den abgebildeten Prominenten in den Kampf gegen Antisemitismus einzustimmen. Die Karte konnte u.a. an unserem Stand ausgedruckt mit dem eigenen Foto versehen werden und dann kostenfrei beispielsweise an Gemeinden, Pfarrkonvente oder den Freundeskreis geschickt oder unter dem Hashtag #JedesWir in den sozialen Netzwerken geteilt werden.

Durch die Kampagne ergab sich so manches angeregte Gespräch: Sollte die Verbundenheit von uns Christ*innen mit unseren jüdischen Geschwistern nicht selbstverständlich sein? Warum gibt es noch immer (oder schon wieder) Ressentiments gegen die wir laut werden müssen – und zwar jetzt? Eine Vielzahl von Menschen war bereit, Gesicht zu zeigen und das im wahrsten Sinn des Wortes.

Doch nicht nur auf dem Markt der Möglichkeiten konnte man uns begegnen. Institutsleiter Prof. Christoph Marksches hielt am 20.6. einen vielbeachteten Vortrag über Johannes Chrysostomus und die jüdische und christliche Identität am Ende der Antike. Das dem Vortrag vorangestellte szenische Spiel zeigte lebhaft, wie ein renommierter Prediger der späten Antike nicht davor zurückschreckte, jüdische Menschen gehässig darzustellen und zu diffamieren.

Obwohl Pfarrerin Aline Seel wegen Krankheit nicht am Kirchentag teilnehmen konnte, fanden viele der in Zusammenarbeit mit unserem Institut geplanten Veranstaltungen statt. U.a. gab es ein Podium, das sich mit dem Verhältnis zwischen Feministischer Theologie und jüdisch-christlichem Gespräch auseinandersetzte und einen Workshop zum Thema antisemitismuskritische Religionspädagogik.

<https://www.jedeswir.de/>

Interview mit Aline Seel zur Broschüre "Amen?"

„Ich wünsche mir eine demütige Theologie“

Die von der evangelischen Landeskirche, dem Institut Kirche und Judentum und der Evangelischen Akademie zu Berlin herausgegebene Broschüre „Amen?“ zeigt: Gottesdienste sind jüdisch-christliche Begegnungsräume und Lernorte – auch für mehr Engagement gegen Antisemitismus. Johanna Friese sprach darüber mit der verantwortlichen Redakteurin, Pfarrerin Aline Seel.

Frau Seel, welches Anliegen hat das Heft „Amen?“ als Teil der Postkartenkampagne „Jedes Wir beginnt mit mir“ gegen Antisemitismus in Kirche und Gesellschaft?

In Berlin wurden für 2018 über 1000 Angriffe und Bedrohungen gegenüber Jüdinnen und Juden registriert. Erschreckend ist dabei besonders auch der deutliche Anstieg von gewalttätigen Übergriffen. Unsere Kirche darf nicht wegschauen und muss zugleich selbstkritisch sein: Die Kirchen haben mit ihrer antijüdischen Tradition den Antisemitismus mit befördert.

Welche Aufgabe verbindet sich mit dieser Erkenntnis?

Bei jedem antisemitischen Übergriff müsste ein Aufschrei durch unsere Gemeinden gehen! Dass wir das etwa in den Fürbitten in den Gottesdiensten mit erwähnen, denn es passiert nebenan.

Wie hilft die Broschüre den Kirchengemeinden in diesem Zusammenhang?

Dass die Gemeinden für sich erst einmal ihre Beziehung zum Judentum klären. Wir sind Geschwisterreligionen und Geschwisterbeziehungen sind komplex. Einerseits ist da eine Geschichte, die von christlicher Gewalt gegen Jüdinnen und Juden geprägt ist, andererseits gibt es so viele bereichernde Verbindungen.

Wie ist das Heft angelegt?

Im ersten Teil haben wir Texte zum Antisemitismus, Antijudaismus und zum Stand des jüdisch-christlichen Gespräches zusammengestellt. Im zweiten Teil gehen wir den Gottesdienst entlang – vom Votum über die Psalmen, Abendmahl, Gebete, bis hin zum Segen. Jeder Text zeigt Elemente judenfeindlicher Tradition auf, aber auch Chancen positiver Begegnung mit dem Judentum. Wir wollten leicht verständlich und praxisorientiert sein.

Warum haben Sie den Gottesdienst als Praxisfeld ausgewählt?

Für mich ist Liturgie ein Ort, mich mit meinem eigenen Glauben auseinanderzusetzen. Und mir liegt daran, dass wir die Themen des jüdisch-christlichen Gespräches wirklich auf unseren Glauben beziehen – es geht um Herzensbildung! Gottesdienste sind in Gemeinden Herzensangelegenheit, ein guter Ansatzpunkt also. Wir wollten eine Broschüre machen, die Menschen betrifft und neugierig macht.

Wonach fragen Menschen besonders gern?

Zum Beispiel nach unserem Glaubensbekenntnis: Es kommt ohne einen Bezug zum Judentum aus. Im Heft drucken wir eine Alternative, das Glaubenslied von Gerhard Bauer mit dem Text: „Wir glauben, Gott hat ihn erwählt, den Juden Jesus für die Welt.“ Es wurde nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben aus der Erfahrung des kirchlichen Versagens gegenüber dem Judentum.

Würden Sie das Lied dem klassischen Credo vorziehen?

Nicht jeden Sonntag, das mache ich auch nicht, aber ab und zu, das lässt Menschen schon aufhorchen.

Welche Themen finden Sie noch besonders wichtig?

Unsere Lesungen aus der hebräischen Bibel werden auch heute in den Synagogen gelesen und ausgelegt. Wir können viel lernen vom jüdischen Umgang mit der Schrift. Ich wünsche mir eine demütige und keine überhebliche Theologie. Eine, die sagt, wir sind nicht die einzigen auf der Welt. Dass Gott mehrfach mit gleicher Liebe liebt, das ist doch bereichernd. Im Heft haben wir die Rubrik „zuhören“, da schreiben Jüdinnen und Juden über ihren Glauben.

Welche Effekte wünschen Sie sich bei den Lesenden?

Predigtreihen oder Gemeindeabende zum jüdisch-christlichen Gespräch, bewusst thematisch orientierte Gottesdienste – und überhaupt: Dass wir wirklich reden über das, was wir glauben. Die neuen Mitglieder der Gemeindegemeinderäte bekommen im

Herbst so ein Heft, eine tolle Gelegenheit, in den Gremien wirklich theologisch zu arbeiten.

Warum heißt das Heft „Amen?“?

Juden wie Christen schließen ihre Gebete mit dem hebräischen Wort Amen. Hier sind wir verbunden. Aber ist es dasselbe Amen? Und können wir ein „Amen“ unter das jüdisch-christliche Gespräch setzen? Viele Fragen sind noch offen.

Seit anderthalb Jahren gehen Sie mit jüdisch-christlichen Themen in Kirchengemeinden, wie läuft es?

Es macht Freude. Ich bin immer wieder berührt, wie engagiert, offen und neugierig Menschen sind. Viele lässt der zunehmende Antisemitismus nicht kalt. Und: Schnell geht es um den eigenen Glauben in sehr persönlichen Gesprächen.

Also bringen diese Themen einen auch persönlich weiter?

Sehr. Ich wäre gar nicht Pfarrerin geworden ohne das christlich-jüdische Gespräch. Über das Verhältnis von Glaube und Tun etwa kann man vom Judentum sehr viel lernen.


Aline Seel ist Pfarrerin am Institut Kirche und Judentum und in der Evangelischen Luisen-Kirchengemeinde. Sie ist Mitglied im Vorstand der AG Juden und Christen beim DEKT. Das vorliegende Interview ist am 21. August in "Die Kirche", der Evangelischen Wochenzeitung für Berlin, Brandenburg und Schlesische Oberlausitz erschienen.



Auch interessant: Johanna Friese spricht mit Propst Christian Stäblein über den zunehmenden Antisemitismus und die Aufgabe für die Kirche und stellt die neue Broschüre „Amen?“ vor, die Gespräche über Gottesdienste in den Gemeinden anregen will.

<https://www.paradiso.de/kreuz-dame-am-18-08-19-2>

Was Pfarrer*innen so machen



Immer wieder kommt die Frage auf, was denn konkret vor Ort getan werden kann, um das christlich-jüdische Gespräch lebendig zu gestalten. Gerne veröffentlichen wir hier in loser Reihe, was Pfarrer*innen und Gemeinden so machen.

Von Pfarrer Tobias Ziemann aus Potsdam gibt es eine Radioandacht zu einem altbekannten Vers aus Jesaja:

„So spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ (Jesaja 43,1)

Anlass des Textes war die Erweiterung des Wochenspruches Jesaja 43,1 auf den ganzen Text mit der neuen Perikopenordnung.

Die Andacht wurde gesendet am 28.7.2019 und wir sind dankbar, sie hier veröffentlichen zu dürfen.

„So spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ (Jesaja 43,1)

Unscheinbar ist die Handschrift. Und der kleine Bilderrahmen mit dem historischen Stück Papier lässt sich nur schwer finden. Früher war der Raum eine Taufkapelle, also ein von der Kirche abgetrennter Raum für private Tauffeiern. Heute ist die Kapelle zu einem Lagerraum geworden. Zwischen Scheinwerfern, Musikinstrumenten und Regalen aber hängt er nach wie vor: Der Spruch zur Widmung der Potsdamer Erlöserkirche aus dem Jahre 1898 in der Originalhandschrift von Kaiserin Auguste Victoria.

Im selben Jahr war sie in Jerusalem gewesen, um dort eine Erlöserkirche für die deutsche evangelische Gemeinde der Stadt einzuweihen. Und nun sollte auch das kleine Potsdam auf ihr Geheiß hin eine Erlöserkirche haben.

Das Baugeschäft boomte, die Bevölkerung entwickelte sich sprunghaft nach oben. An vielen Stellen des Deutschen Reiches ließ die Kaiserin deshalb Gotteshäuser errichten, manche ähnelten sich sogar. „Fließbandware“ sagten böse Zungen.

Den liebevollen Spitznamen „Kirchenguste“ erhielt die Kaiserin von ihrer Bevölkerung. Auch, weil es ihre Initiative gewesen sein soll, dass bereits im Jahre 1890 ein „Evangelischer Kirchbauverein“ in Preußen gegründet wurde. Vordergründig um die „Frömmigkeit“ im Volk zu stärken. Doch natürlich ging es dabei auch um eine Stärkung der Monarchie.

So sind Auguste Victoria und ihr Mann, Kaiser Wilhelm II., bis heute sehr präsent in Berlin und Brandenburg – und eben auch in der Potsdamer Erlöserkirche. Im Innenraum prangen ihre Initialen glänzend an den Wänden, und über dem eigens errichteten Portal für das Kaiserpaar wartet bis heute vergeblich der Adler Preußens auf einen Besuch der Schirmherrin des Baus.

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst;
ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“

So hat es die fromme Kaiserin für die Kirche handschriftlich notiert. Eine Zusage aus dem Buch des Propheten Jesaja: Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst! Du bist mein!

Diese Worte haben vielen Menschen Mut gemacht. Sie tragen durch das ganze Leben. Weil sie sagen: Gott kennt deinen Namen. Du musst keine Angst haben. Gott weiß, was dich bewegt.

Der ganze Spruch aus der Bibel allerdings ist länger. Die Kaiserin hat in ihrer Handschrift damals etwas weggelassen. Es geht um die Anfangszeilen, in denen der Prophet Jesaja ausspricht, an wen das Wort sich ursprünglich richtet:

„So spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob,
und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht...“

Das Wort des Propheten stammt aus der jüdischen Bibel. Es ist zuallererst jüdischen Hörerinnen und Hörern zugesagt: Das Volk Gottes möge sich nicht fürchten, sondern möge sich erinnern: Du bist mein Volk, Israel, ich habe dich gemacht, ich stehe zu Dir.

Natürlich ist das Alte Testament auch ein Teil unserer Bibel. Und als Christ glaube ich daran, dass Gott die Worte auch mir zusagt. „Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst!“ Jesus ist ja im christlichen Verständnis der „Erlöser“. Von der Plastik über dem Eingangsportal der Erlöserkirche bis hin zu den Fenstern im Altarraum – alles deutet hier auf Jesus Christus hin.

Dennoch sind diese Worte zuerst dem geliebten Volk Gottes gesagt; allen Jüdinnen und Juden. Die „Kirchenguste“ hatte im Jahre 1898 dafür wohl noch kein Gespür. Heute aber würden wir die Widmung der Erlöserkirche anders formulieren: im Wissen darum, wie sehr Christinnen und Christen mit Israel verbunden sind.

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Darf man einen „gelben Judenstern“ öffentlich sichtbar an einem Denkmal anbringen? Einen Stern, so wie ihn die jüdischen Frauen und Männer in Deutschland ab Oktober 1941 öffentlich sichtbar an der Kleidung tragen mussten? Diesen Stern, in Originalgröße, nicht verfremdet, mit der Inschrift „Jude“, aus goldgelb leuchtendem Titan?

Anlass dieser Fragen war der Plan der Katholischen Schule Liebfrauen, auf dem Vorplatz der Schule in der Charlottenburger Ahornallee ein Denkmal für den Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg (1875-1943) aufzustellen. Als katholischer Pfarrer von Charlottenburg (1913-1930) hat er sich für die Gründung der Schule eingesetzt und war selbst dort Religionslehrer. Später, als Dompropst der katholischen Bischofskirche St. Hedwig, setzte er sich öffentlich für die in Deutschland verfolgten Juden ein. Nach der Reichspogromnacht im November 1938 durch eine Fürbitte in seinen täglichen Gottesdiensten. Im Oktober verfasste er eine Kanzelvermeldung, in der er die Gläubigen dazu aufforderte, die verfolgten Juden als die „Nächsten zu lieben“, so wie es Jesus Christus geboten habe.

Lichtenberg wurde von der Gestapo am 23. Oktober 1941 verhaftet, bevor die Vormeldung verlesen werden konnte. In den Verhören betonte er mehrfach: „Ich lehne die Evakuierung (der Juden) mit allen Begleiterscheinungen innerlich ablehne,

weil sie gegen das Hauptgebot des Christentums gerichtet sind, ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst‘, und ich erkenne auch im Juden meinen Nächsten. Der eine unsterbliche, nach dem Bild und Gleichnis geschaffene Seele besitzt.“

Auf diese Haltung Lichtenbergs bezieht sich das Denkmal. Zwei Stehlen aus Cortenstahl, im oberen Teil ineinander verschränkt. Auf der linken der Schriftzug „Lichtenberg“. Auf der rechten der „gelbe Judenstern“, darüber der Hinweis auf die Bibelstelle „Mt 22,39“ – „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Realisiert wurde das Kunstwerk von P. Abraham Fischer OSB, Leiter der Schmiede der Benediktinerabtei Meschede.

Im Kollegium gab es eine heftige Kontroverse. Nicht um das Denkmal selbst. Eine Mehrheit war gegen diesen „gelben Judenstern“, so deutlich von der Straße aus sichtbar: Das ist ein Nazisymbol. Das verletzt die Opfer und beleidigt die Juden heute. Die Passanten könnten das falsch, als antisemitisch verstehen. Es könnte (rechte) Mensch provozieren, das Denkmal zu beschädigen. Die Argumente auf der anderen Seite: Das ist eine erinnernde Würdigung der Opfer, die genau dieses Zeichen tragen mussten. Es ist ein historisches Zitat. Lichtenberg selbst hat sich in der geplanten

Kanzelvermeldung genau darauf besorgen, auf die öffentliche Diskriminierung durch diesen Stern. Während es im Kollegium eine fast ein Jahr lang anhaltende Diskussion gab, fand das Denkmal „mit gelbem Judenstern“ die Zustimmung der Schülerinnen und Schüler.

Die Lösung brachte eine Ergänzung der Gestaltungselemente. Es wurde nichts weggenommen und der „gelbe Judenstern“ wurde durch keinen „neutralen“ Davidstern ersetzt. Vor den Stern und die Bibelstelle (Mt 22,39) auf der linken Seite und über den Namenszug „Lichtenberg“ auf der rechten Seite wurde ein Gitter gesetzt – Zeichen der Gefangenschaft und letztlich des „Todeschattens“. Die Schicksalsgemeinschaft von Opfergruppe und denen, die sich für sie eingesetzt haben – und immer wieder einsetzen! – wird deutlich. Es wird deutlich, dass es damals und heute um eine Beziehung geht, die ein Kernanliegen des christlichen Glaubens geht: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Bernhard Lichtenberg hat die Konsequenzen dieser Beziehung auf sich genommen. Nach der Haft in Berlin-Tegel wurde in das KZ Dachau überstellt. Er starb auf dem Transport dorthin am 5. November 1943 in Hof. Die katholische Kirche hat ihn seliggesprochen. In der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem wird Lichtenberg wegen seines Einsatzes für verfolgte Juden als „Gerechten unter den Völkern“ geehrt.

Lutz Nehk

(bis September 2019 Pfarrer der Katholischen Schule Liebfrauen)





Ein schreckliches Jubiläum





Enthüllung des Mahnmals am 6. Mai 2019 (v.l.n.r.: Initiator des Mahnmals und Kurator des Eisenacher Lutherhauses, Dr. Jochen Birkenmeier; Landesbischofin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Ilse Junkermann; Präses der Evangelischen Kirche in Hessen-Nassau, Dr. Ulrich Oelschläger; Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche Anhalts, Joachim Liebig [verdeckt]; Karl W. Schwarz, Vertreter der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses in Österreich, der Dezernent für Theologische Grundsatzfragen der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen, Thilo Daniel, sowie Propst Thomas Drope von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland)

© Stiftung Lutherhaus Eisenach (Alexandra Husemeyer)

Ein schreckliches Jubiläum: 80 Jahre Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben

Im Mai diesen Jahres jährte sich zum achtzigsten Mal eine aus heutiger Sicht bizarre Veranstaltung im Wartburg-Hotel oberhalb von Eisenach: Vertreter von Landeskirchen, theologischen Fakultäten sowie des zuständigen Reichsministeriums hatten sich versammelt, um ein „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ zu gründen. Bei der Feier

hielt der Jenaer Neutestamentler Walter Grundmann eine programmatische Rede über die künftigen Aufgaben des Instituts. Als Vertreter der Berliner Theologischen Fakultät war der Alttestamentler Johannes Hempel angereist, der das Alte Testament als „semitisches Literaturdenkmal“ und Ausdruck einer dem Christentum „fremden religiösen Haltung“ ansah. Hempel leitete auch das traditionsreiche Berliner „Institutum Judaicum“, hatte dessen wertvolle Bibliothek mit jüdischen Texten in ein verschlossenes Magazin bringen lassen, um Studierende von diesen Veröffentlichungen fernzuhalten und sah die Aufgabe seines Berliner Instituts darin, den „Wesensunterschied christlicher und jüdischer Religion herauszustellen und ihn den Theologiestudenten einzuprägen“. Grundmann bezeichnete bei der Eröffnung des Eisenacher Instituts „die Entjudung des religiösen Lebens als Aufgabe deutscher Theologie und Kirche“. Er wendete sich dagegen, von einem „inneren und äußeren Zusammenhang Jesu mit dem Judentum“ zu sprechen. In grotesker Übersteigerung der vorher schon in der Theologie vertretenen Idee, Jesus weise mit seinen religiösen Ideen und Verhaltensweisen kategorial über das zeitgenössische Judentum hinaus, behauptete Grundmann, Jesus sei eine wunderbare Schöpfung Gottes „jenseits aller rassistischen Zusammenhänge“, sei Galiläer, kein wirklicher Jude, möglicherweise sogar Arier und habe ein dem Judentum radikal entgegengesetztes Gottesbild vertreten. Es verdient mindestens Erwähnung, dass ein anderer damals prominenter Alttestamentler, Albrecht Alt aus Leipzig, durch die Gemeinden reiste und geduldig in Vorträgen darauf hinwies, dass es sich bei diesen Thesen um grotesken historischen Unsinn und eine völlige Verzeichnung der Lebensumstände des Juden Jesus handelte.

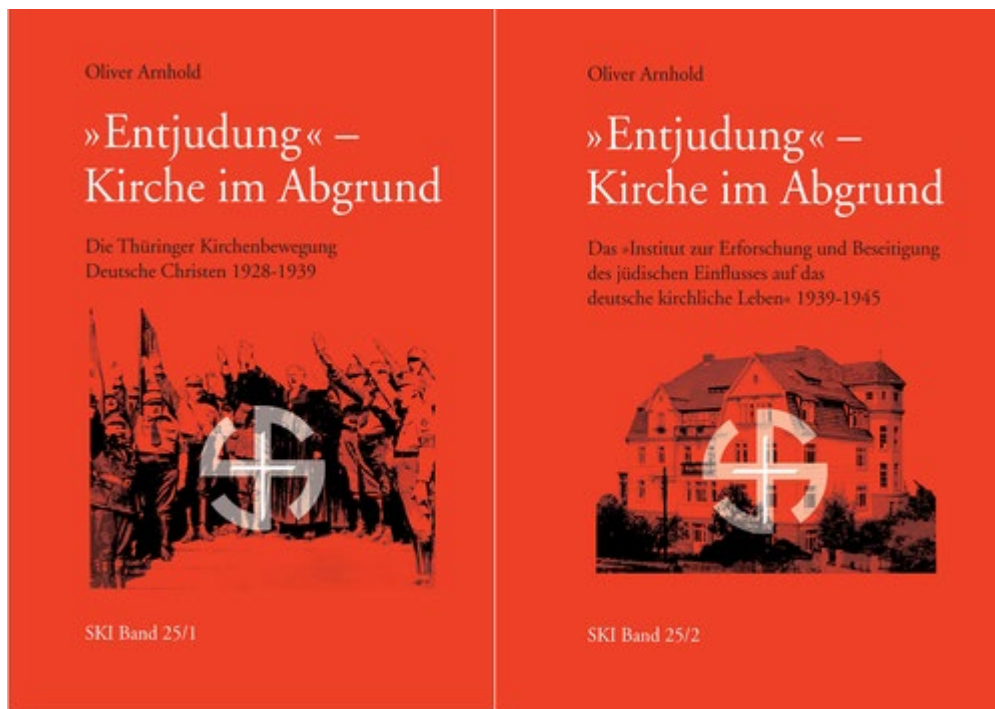
Obwohl also kluge Historiker und aufrechte Theologen wie Alt das Programm des Instituts für Pseudo-Wissenschaft und die dort vertretene Theologie für blanke Häresie hielten, fanden sich in den „Verbandsmitteilungen“, die das Institut dank der Förderung von vier Landeskirchen, Staat und Privatleuten für zwei Jahre an tausende Pfarrhäuser und Frontsoldaten versendete, Listen mit bis zu hundertdreißig freien Mitarbeitern, die neben den wenigen festangestellten in Eisenach das Institut bildeten. Aus Berlin wirkten neben Hempel auch der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates, der Generalsekretär des Evangelischen Bundes und der an den Berliner Dom versetzte, dort allerdings völlig isolierte deutsch-christliche Bischof von Magdeburg mit, aber auch ein Schüler des Berliner Kirchenhistorikers Erich Seeberg, der zwei Jahre zuvor einige seiner Dozenten beim Reichserziehungsministerium denunziert hatte, weil sie an Hochschulen der Bekennenden Kirche lehrten.

Die freien Mitarbeiter des Instituts trafen sich, solange das unter Kriegsbedingungen noch möglich war, zu Sitzungen der Arbeitskreise und zu übergreifenden Tagungen – 1941 erschienen zu einer solchen Veranstaltung mitten im Krieg sechshundert Teilnehmende, darunter viele Pfarrer und einige Diakonissen. Die Arbeitskreise widmeten sich vor allen der Verbreitung der Ideen des Instituts – man arbeitete an Filmen und Lehrbüchern für den Religionsunterricht sowie an der Fertigstellung eines schon länger geplanten „entjudeten“ Gesangbuchs unter dem Titel „Großer Gott wir loben dich“. „Jüdische Worte und jüdischen Geist atmende Formulierungen wurden restlos beseitigt“, heißt es über das Projekt, „Worte wie ‚Halleluja‘ – ‚Zion‘

– ‚Jehova‘ u.a. konnten vielfach durch deutsche Worte ersetzt werden“. An die Stelle klassischer Kirchenlieder (beispielsweise der meisten Psalmen-Nachdichtungen) traten in dem 1941 in Hundertausenden von Exemplaren publizierten Gesangbuch Lieder nationalsozialistischer Dichter wie des Göttinger systematischen Theologen Emanuel Hirsch. Schon vorher in der deutschen Theologie vertretene Positionen, mit dem Alten Testament einen Teil der Bibel zu einer Apokryphe herabzustufen oder gleichsam ins Museum wichtiger Texte aus der Religionsgeschichte abzuschieben, wurden vom Institut radikalisiert und 1940 eine Kompilation aus den synoptischen Evangelien, dem umgearbeiteten Johannesevangelium und Passagen aus den übrigen Schriften des Neuen Testaments unter dem Titel „Die Botschaft Gottes“ publiziert. Ein Begleitheft bezeichnete die Auswahl als „Das Volkstestament der Deutschen“; die traditionelle ‚biblische Form des Christusglaubens‘ sei dem modernen Menschen nicht mehr zugänglich und müsse entsprechend ‚neuer Erkenntnisse der Lebenswirklichkeit‘ verändert werden. Alle Verbindungen des Neuen zum Alten Testament waren gestrichen worden, beispielsweise die Beschneidung Jesu und alle Bezüge auf das Gesetz. Hempel bot allerdings dem Institut auch noch eine Auswahl aus Psalmen und Prophetensprüchen an, die nie gedruckt wurde, woran man erkennt, dass im Institut über den exakten Status eines „entjudeten“ Restes des Alten Testaments noch debattiert wurde. Immer wieder hört man das Gerücht, dass dieses „Volkstestament“ auch noch nach 1945 in Thüringer Gemeinden verwendet wurde, dafür könnte sprechen, dass eine seinerzeit bekannte Dichterin an der Endredaktion beteiligt war.

Nachdem im letzten Jahrzehnten verschiedene Veröffentlichungen über das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ erschienen sind, wurde im Mai 2019 in Eisenach in der Nähe des ehemaligen Institutsgebäudes endlich auch eine Stele zur Erinnerung aufgestellt, auf der das Bekenntnis „Wir sind in die Irre gegangen“ zu lesen ist. In der Tat stellt das Institut nur das schreckliche Ende eines schlimmen Irrwegs dar: Denn die grotesken, pseudo-wissenschaftlichen Thesen des Instituts und ihre Versuche zur ihrer Verbreitung in Kirche und Theologie waren teilweise nur radikale Zuspitzungen vorausgehender Versuche, die Relevanz des Judentums für das Verständnis Jesu und für die christliche Theologie zu marginalisieren, den kanonischen Status des Alten Testaments herabzuwürdigen und den biblischen Christusglauben ohne Rücksicht auf Verluste zu modernisieren. 1960 wurde in Berlin angesichts dieser trüben Geschichte das „Institut Kirche und Judentum“ gegründet, das solche Irrwege erforschen und nicht nur Beiträge zu einem neuen Verhältnis zum Judentum leisten will, sondern zu einer evangelischen Theologie, die ohne antijüdische Stereotypen auskommt und die jüdische Identität Jesu ernst nimmt. In den Schriftenreihen des Instituts ist auch 2010 die maßgebliche Monographie zum Eisenacher Institut von Oliver Arnhold unter dem Titel „„Entjudung‘ – Kirche im Abgrund“ erschienen und der Israel-Sonntag bietet Gelegenheit, die Arbeit dieses Werkes der EKBO an der Humboldt-Universität durch reichliche Kollekte zu unterstützen. Denn aus Irrwegen kann man ja lernen.

Der vorliegende Text ist am 21.8.19 in "Die Kirche", der Evangelischen Wochenzeitung für Berlin, Brandenburg und Schlesische Oberlausitz erschienen.



Die Stiftung Lutherhaus Eisenach zeigt ab September eine sehenswerte Sonderausstellung zum Thema.

<https://www.lutherhaus-eisenach.com/de/das-lutherhaus/sonderausstellung.html>

Ab sofort neu: Unser Buch des Monats zum Sonderpreis

Ab sofort bieten wir jeden Monat eine ausgewählte Publikation aus unserem Institut zum Sonderpreis an.

Bitte schauen Sie regelmäßig auf unsere Homepage!

Im September erwerben Sie o.g. doppelbändige Monographie "Entjudung"- Kirche am Abgrund von Oliver Arnold mit 30% Rabatt (27,50 Euro), zzgl. 3 Euro für Porto und Verpackung.

Wir freuen uns auf Ihre Bestellung unter mail@ikj-berlin.de

Termine

Unsere **Lesereihe *besserlesen als besserwissen*** - Literatur und Musik - in Zusammenarbeit mit der Eberhard-Ossig-Stiftung geht auf Grund ihres tollen Erfolges in die zweite Runde.

Am 24.10. liest **Debora Antmann**. **Not your Goy-Toy** - ein provokanter, humorvoller und kritischer, aber vor allem jüdischer Blick auf einen feministischen Alltag.

Am 28.11. begrüßen wir **Eva Lezzi**. Ihr Roman "Die Jagd nach dem Kidduschbecher" erzählt von der Freundschaft zwischen einer Jüdin und einer Muslimin - von Rebekka und Samira, zwei 13jährigen Berlinerinnen, die immer wieder zueinander finden.

Veranstaltungsort: Eberhard Ossig Stiftung, Markgrafenstraße 88, 10969 Berlin, Beginn jeweils 19 Uhr.

Herzliche Einladung zum Fachtag am 25.11. in der Sophienkirche in Berlin Mitte:

Altes Erinnern – neues Gedenken?

Theologische und pädagogische Impulse für die gemeindliche und gottesdienstliche Praxis zum 27.Januar

Gedenkgottesdienst:

Willst du etwa sagen: »Wir haben das nicht gewusst«? (Sprüche 24, 12)

Gedenkgottesdienst am 9. November 2019 um 18 Uhr im Französischen Dom am Berliner Gendarmenmarkt.

Es laden ein: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, das Institut Kirche und Judentum und die Evangelische Gemeinde in der Friedrichstadt.

Wir erinnern an die Novemberpogrome 1938 und suchen in der Schrift nach Honig, der uns stärkt und weiser macht. Denn, wenn wir in schlechten Zeiten nachlässig sind, wäre es um unsere Kraft schlecht bestellt. (frei nach dem Predigttext für den Tag: Sprüche 24, 10-14)

Im Anschluss an den Gottesdienst freuen wir uns auf Austausch bei Brezeln & Getränken.



Liebe Freunde und Unterstützer des Instituts, in der Hoffnung, Ihnen mit vorliegendem Newsletter interessante Einblicke und Informationen gegeben zu haben, möchten wir uns für heute verabschieden. Bitte werfen Sie regelmäßig einen Blick auf unsere Homepage. Die Rubrik [Termine](#) wird laufend aktualisiert und vielleicht sehen wir uns auf einer unserer kommenden Veranstaltungen.

Desweiteren möchten wir Sie auf eine neue Rubrik unserer Homepage hinweisen. Zum [Nachlesen und Nachdenken](#) - ausgewählte Texte für Sie. Wir freuen uns, wenn Sie unsere Seite besuchen!



ikj-berlin.de

[Newsletter abbestellen](#)